

Peter Reichel

Geschichtspolitisches Desaster

Die Dauerausstellung des Deutschen Historischen Museums

(aus: Tribüne 45, 2006, H. 3, S. 95-106)

Digitaler Reprint

mit freundlicher Genehmigung des
Verlages Tribüne



Zeitgeschichte-online

Thema:

Geschichtsbilder des Deutschen Historischen Museums

Die Dauerausstellung in der Diskussion

hg. von Jan-Holger Kirsch und Irmgard Zündorf

<http://www.zeitgeschichte-online.de/md=DHM-Geschichtsbilder>

Peter Reichel

Geschichtspolitisches Desaster

Die Dauerausstellung des Deutschen Historischen Museums

I.

Die Republik hat auf ihr nationalhistorisches Museum lange warten müssen. Schon deshalb waren die Erwartungen in der Hauptstadt im Frühsommer hochgespannt. Fußball-WM und zeitweilige nationale Hochstimmung kamen verstärkend hinzu. Umso größer war die Ernüchterung am Tag der Eröffnung Anfang Juni. Bei der fachkundigen Kritik der großen meinungsbildenden Blätter fiel die neue Dauerausstellung durch. »So viele Bilder und kein Bild« befand Andreas Kilb¹⁾, »vergoldete Verzagtheit« entdeckte Jens Bisky²⁾. Ambivalent das Urteil von Thomas Assheuer: Die Ausstellung sei »diskret, konventionell und – lehrreich«, »steril bis zur Provokation«³⁾. Die neugierigen Studierenden meines geschichtspolitischen Kolloquiums waren ratlos und zornig. Ihre intellektuell wie konditionell schwächeren Kommilitonen schon nach dem Rundgang durch die erste Etage überfordert, also vor dem Abstieg ins schwierige 20. Jahrhundert.

Deutschland wird im Deutschen Historischen Museum (DHM) in verschwenderischer Fülle präsentiert, positivistisch-wertneutral, bedeutungsvoll dekorativ, aber ohne Deutung. Über 8.000 Exponate für 2.000 Jahre deutscher Geschichte auf 8.000 Quadratmetern (nur ein Bruchteil der angesammelten Schätze; in den Depots lagern 800.000 Stücke). Das ist zugleich zu viel an sinnlichen Attraktionen und zu wenig für ein modernes, multifunktionales Museum. Es wird heute nicht mehr als elitärer Musentempel verstanden, sondern als Massenmedium für eine demokratisch-pluralistische Gesellschaft. Es ist Schaubühne und Lernort in einem. Schon Walter Benjamin empfahl einer solchen Einrichtung, »Quantität in Qualität (zu) verwandeln«, denn: »nicht gelehrter« sollen die Besucher das Museum verlassen, sondern »gewitzter«⁴⁾. Immerhin ist das DHM das erste Haus seiner Art, erfüllt nach außen und innen eine nationalrepräsentative Aufgabe, besetzt eine Schnittstelle zwischen kommunikativem und kulturellem Gedächtnis der Nation. Und das im Zentrum der Hauptstadt, der symbolischen Staatsmitte zwischen Reichstag, Brandenburger Tor und Schlossplatzbrache – auf dem vormaligen Aufmarschterrain der DDR. Das sind Kriterien, an denen ein solches Haus sich messen lassen muss.

Ausgerechnet dort aber, in der altneuen Hauptstadt, dem zentralen deutschen Gedächtnisort, mit dem sich nicht wenige militärische Siege und Niederlagen verbinden, politische Brüche und Spaltungen, kulturelle und wissenschaftliche Großtaten ebenso wie verbrecherische Großereignisse, nationale Teilung und Vereinigung, ausgerechnet in Berlin also wird nun eine Geschichtsschau ohne Anleitung zum kritischen Verstehen des inneren Zusam-

¹⁾ Andreas Kilb: So viele Bilder und kein Bild. Im Geschichtsalbum des Berliner Zeughauses. In: FAZ, 2. 6. 2006

²⁾ Jens Bisky: Vergoldete Verzagtheit. Das Deutsche Historische Museum und sein Geschichtsbild. In: SZ, 15./16. 7. 2006

³⁾ Thomas Assheuer: Wir waren nicht immer so. In: Die Zeit, 8. 6. 2006

⁴⁾ Walter Benjamin: Jahrmarkt des Essens. In: Ders.: Gesammelte Schriften, Frankfurt am Main 1980, Bd. 11, S. 527-532

menhangs ihres Gegenstands präsentiert. Das muss man ein geschichtspolitisches Desaster nennen. Zumal es vermeidbar gewesen wäre und absehbar war.

II.

Gleich zu Beginn seiner Amtszeit beglückte Bundeskanzler Helmut Kohl die Republik mit zwei Geschenken der besonderen Art. Zwei Geschichtsmuseen sollten die geistig-moralische Wende stützen, das Ansehen der Republik mehren – und wohl auch das des deutschland- und geschichtspolitisch so ambitionierten »Adenauer-Enkels«. Das »Haus der Geschichte« in Bonn am Rhein erzählt, dokumentiert und illustriert die beispiellose Erfolgsstory der Bundesrepublik und der Teilung Deutschlands bis zu ihrer Überwindung. Folgerichtig lässt die Rauminszenierung den Besucher aufsteigen, aus den in Pappmaché gefertigten Trümmern der Nachkriegszeit im Parterre in die lichtdurchflutete, glasüberdachte Beletage des modernen Baus, in der das politische Glanzstück der Kohl-Ära präsentiert wird: die Wiedervereinigung.

Demgegenüber weist der Gründungsvertrag dem DHM die Aufgabe zu, »die ganze deutsche Geschichte – in ihrem europäischen Zusammenhang und ihren regionalen Ausprägungen in einer ständigen Schausammlung auszustellen.«⁵⁾ Dieser zweiteiligen Museumskonzeption liegt eine für die Geschichtspolitik der deutschen Nachkriegsgesellschaft geradezu konstitutive, zwiespältige Einstellung zur jüngeren deutschen Vergangenheit zugrunde. Einerseits verstand sich der westdeutsche Teilstaat als Erbe und Treuhänder des erloschenen, von den Alliierten liquidierten Deutschen Reiches. Zugleich dementiert er eben diese Rolle, geht zum Erbe auf Distanz. Als Demokratie westlichen Zuschnitts und als Mitglied der westlichen Staatengesellschaft beansprucht die Bundesrepublik eine »Neuschaffung der Nachkriegszeit« zu sein, reklamiert damit eine nicht vorbelastete Identität.⁶⁾

Die Museums-Initiative war ein besonderes Anliegen von Bundeskanzler Kohl. Aber sie knüpfte an eine längere Vorgeschichte an und suchte sie zugleich zum verbindlichen Abschluss zu bringen. Schon seit Anfang der siebziger Jahre hatten sich Bundespolitiker für ein nationalhistorisches Museum eingesetzt, allen voran die beiden Bundespräsidenten Gustav Heinemann und Walter Scheel. Auf Initiative Heinemanns wurde 1974 in Rastatt eine Erinnerungsstätte für die Freiheitsbewegung des Vormärz und der deutschen Geschichte ins Leben gerufen. Die Bundesregierung ließ durch den Historiker Lothar Gall zum 100. Jahrestag der Reichsgründung im Berliner Reichstag die Ausstellung »Fragen an die deutsche Geschichte« errichten. Sie wird inzwischen unter dem neuen Titel »Wege, Irrwege, Umwege« im Deutschen Dom gezeigt. Zahlreiche weitere, überregional beachtete Ausstellungen warben für die Idee, unsere nationale Geschichte anschaulich zu machen: »Die Zeit der Stauer« (Stuttgart 1977), »Tendenzen der zwanziger Jahre« (Berlin 1977), »Preußen – Versuch einer Bilanz (Berlin 1981).

Zur gleichen Zeit legte eine Historikerkommission (Hartmut Brookmann, Eberhard Jäckel, Hagen Schulze, Michael Stürmer) eine Denkschrift vor für ein »Deutsches Historisches Museum Berlin«. Es sollte im Gropius-Bau die deutsche Geschichte seit der »Formierung der Nationalidee« ausstellen. Als Organisationsform war eine Synthese aus traditionellem Museum mit dauerhafter Ausstellung und großer Sammlung (die noch nicht

⁵⁾ Vgl. Christoph Stözl (Hg.): Deutsches Historisches Museum. Ideen – Kontroversen – Perspektiven, Frankfurt am Main 1988.

⁶⁾ James Sheehan: Zukünftige Vergangenheit. Das deutsche Geschichtsbild der neunziger Jahre. In: Korff, Gottfried u. Martin Roth (Hg.): Das historische Museum. Labor, Schaubühne, Identitätsfabrik, Frankfurt am Main 1990, S. 279f.

bestand und deren Aufbau zunächst fraglich erschien) vorgesehen. Demgegenüber sprachen sich die Berliner Akademie der Künste und der damalige Kultursenator nachdrücklich für ein »Forum für Geschichte und Gegenwart« aus, mit wechselnden Themen und variabler Nutzung. Ohne Erfolg.

Auch auf Bundesebene wurde das traditionelle Konzept mit Sammlung und Dauerausstellung favorisiert. Wiederholt setzte sich Kanzler Kohl im Parlament für die öffentliche Pflege der deutschen Geschichte ein. Zuerst in seiner Regierungserklärung am 13. Oktober 1982. Am 4. Mai 1983 erklärte der Kanzler im Deutschen Bundestag: »Wir, die Deutschen, haben aus unserer Geschichte gelernt. (. . .) Wir müssen uns unserer Geschichte stellen, mit ihrer Größe und ihrem Elend (. . .)«. Wie wichtig ihm dieses Feld der Geschichtspolitik war, zeigte sich abermals, als er im Bericht zur Lage der Nation vom Februar 1985 und in seiner Regierungserklärung vom März 1987 die Pflege von Kultur und Geschichte als eine »nationale Zukunftsaufgabe« bekräftigte. Oppositionelle Politiker der Grünen und der SPD sowie ihnen nahe stehende Wissenschaftler und Intellektuelle argwöhnten von Anfang an, dass in diesen Museen die NS-Geschichte »entsorgt« (J. Habermas) und zugleich ein quasi regierungsamtliches Geschichtsbild »verordnet« (H. Mommsen) werden solle. Ein Nebenschauplatz des »Historikerstreits«.

Das Haus der Geschichte konnte bereits im Sommer 1994 eröffnet werden. Es gehört heute zu den beim Publikum beliebtesten, zudem bereits mit zahlreichen nationalen und internationalen Preisen ausgezeichneten Museen. Kritische Stimmen haben sich gleichwohl des Öfteren zu Wort gemeldet. Sie ähneln der aktuellen Kritik an der neuen Dauerausstellung des DHM in verblüffender Weise. Da war vom »Trödeladen« die Rede, aus dem sich jeder »mit Versatzstücken einer problembereinigten Vergangenheit für eine sorgenfreie Zukunft möblieren kann«.⁷⁾ »Die Zeit« sah einen »Jahrmarkt der Peinlichkeiten«.⁸⁾ Die eigentliche, konzeptionelle Schwäche wird man indes in der Abtrennung der Vorgeschichte der Bundesrepublik sehen müssen. Deren erstaunliche Erfolgskarriere bleibt ohne Rückblenden in die Nazizeit unverständlich. Wie auch die in schwarz drapierte Nischen geheimnisvoll verbannte Vergangenheitsbewältigung, die sich auf jene, im Jargon der Nachkriegszeit »düsteren Jahre« bezieht.

Das aufwendige museale Doppelprojekt aus den Anfangsjahren Kohls wurde nach Maueröffnung und Vereinigung der beiden deutschen Teilstaaten nicht etwa aufgegeben oder im Lichte der veränderten Verhältnisse erneut zur Diskussion gestellt. Die Initiatoren sahen sich durch den erfolgreichen Gang der Geschichte womöglich eher bestätigt als herausgefordert. Jedenfalls hielten sie die »alte« Bundesrepublik nun erst recht für museumsreif und ein eigenes Haus für ihre stolze, mit der Wiedervereinigung gekrönte Leistungsbilanz für überfällig. Aufgegeben wurde nur der geplante Neubau für das nationalhistorische Museum. Der italienische Architekt Aldo Rossi hätte es gegenüber dem Reichstag errichten sollen. Das Deutsche Historische Museum erhielt nun ein traditionsreiches neues Domizil, das ehemalige preußische Zeughaus.

III.

Der große Kurfürst Friedrich Wilhelm hatte den Bau in seinem Testament 1667 angeordnet. Erst zwanzig Jahre später lag ein erster Entwurf des Hofarchitekten Johann Arnold Neh-

⁷⁾ Johannes Willms: Die Vorliebe des Kanzlers fürs Hambacher Fest. In: SZ, 16. 6. 1994

⁸⁾ Benedikt Erenz: BRD ab 6. In: Die Zeit, 24. 6. 1994

ring vor. 1695 war Baubeginn, Martin Grünberg übernahm die Bauleitung. Ihm zur Seite stand als Bildhauer Andreas Schlüter, dem wir u. a. die dort in den Kartuschen über den Fenstern des Innenhofs geschaffenen Köpfe sterbender Krieger verdanken. Gesichter, erstarrt im Augenblick des gewaltsamen Todes, überlebensgroße Masken einer Todesphysiognomie. Ein Hauptwerk barocker sepulkraler Kunst. Ende des Jahrhunderts folgte der aus Paris stammende Architekt Jean de Bodt in der Bauleitung. Geldmangel behinderte und verzögerte wieder und wieder den zügigen Fortgang der Arbeiten. Erst 1728, unter dem »Soldatenkönig« Friedrich Wilhelm I. konnte der gewaltige Barockbau über einem quadratischen Grundriss fertig gestellt werden. Zunächst diente er als Magazin für das preußische Heer, nahm bald aber auch das auf, was die preußischen Könige in ihren zahlreichen Kriegen eroberten. Die Waffenkammer verwandelte sich mehr und mehr in ein Museum. Dass der Bau während der blutigen Tage der Märzrevolution von Bürgern Berlins gestürmt und besetzt wurde, hat seine militärisch-museale Nutzung nur kurzzeitig unterbrochen. Nach den Einigungskriegen ließen die preußischen Könige – die nun auch deutsche Kaiser waren – den Nordflügel abreißen und vom Architekten Georg Friedrich Hitzig eine »Herrscherhalle« errichten. Aus dem Reichskriegsmuseum war eine militärische Weihestätte geworden. Während der Weimarer Republik wurde sie verbal abgerüstet und wieder »Staatliches Zeughaus« genannt. Hitler machte daraus sogleich das »Heeresmuseum der Wehrmacht«, das er auch für soldatenkultische Zwecke nutzte. Nach den »Blitzkriegen« wurden dort »Beuteausstellungen« gezeigt. Am Ende all der martialischen Militaria-Pracht blieb eine Ruine. Seit Mitte der fünfziger Jahre zeigte die DDR dort ihre Sicht der »Geschichte des deutschen Volkes von der Urgesellschaft bis 1945« – die Kontinuität der sozialen Konflikte und Klassenkämpfe mit den gescheiterten deutschen Revolutionen als Vorgeschichte des »Ersten Staates der Arbeiter und Bauern« in Deutschland.

Gemäß sozialistischer Geschichts- und Museumsphilosophie lassen sich historische Gesetzmäßigkeiten kaum in Objekten zum Ausdruck bringen. Sie verlangen nach einer Didaktik der Texttafeln und merkfähigen Leitsätze. Nach der Wende verschwand die Ausstellung in den Depots. Die Sieger schreiben bekanntlich nicht nur die Geschichte um. Sie vermitteln sie auch anders. Der dialektisch-materialistischen und insoweit objektiven Weltanschauung ist nun eine theorieabstinente Geschichtsbetrachtung mit einer Museumsdidaktik der anschaulichen Beliebigkeit und Austauschbarkeit der Objekte gefolgt.

IV.

Kaum überraschend, dass sich die Museumsdirektoren, zuerst Christoph Stölzl und danach Hans Ottomeyer, als geradezu manische Sammler und Aufkäufer von »authentischen Realien« der deutschen Geschichte betätigten. Zumal man befürchtete, zu spät zu kommen. Der internationale Antiquitätenmarkt, hieß es, sei weitgehend abgeräumt. Er war es nicht. Wer viel Geld hat, kriegt immer noch was ab. Fragt sich allerdings, was. Der stellvertretende Leiter der Staatlichen Schlösser und Gärten Berlin, Helmut Börsch-Supan, machte Mitte der neunziger Jahre erstaunliche »Missgriffe« des DHM öffentlich. Es geht ja nicht nur um die Sammlung und den Ruf des Hauses, sondern auch um Steuerzahlermillionen. Der Kunsthistoriker hatte in der teuer und ehrgeizig zusammengekauften Gemäldesammlung Dubioses entdeckt: »Originale, die Kopien sind, und Maler, die es gar nicht gibt.«⁹⁾

⁹⁾ Helmut Börsch-Supan: Berliner Debakel. In: Die Zeit, 15. 9. 1995

Aber man musste dem Publikum in den langen Anfangsjahren nun keineswegs ein leeres Zeughaus präsentieren. Im Gegenteil. Der Beginn war womöglich die beste, gewiss aber die interessanteste Zeit. Mit einer Reihe auch international beachteter Ausstellungen: über Bismarck, Wilhelm II., Rathenau, die Elbe, die »entartete Kunst«, Bilder und Symbole der frühen DDR u.v.m. wurde demonstriert, welche Chance die konsequente Umsetzung der Forumsidee geboten hätte – vielleicht in Verbindung mit einer Dauerausstellung der ebenso deutungsbedürftigen wie deutungsfähigen Kernzeit des deutschen Nationalstaats zwischen 1848/49 und 1949. Währenddessen waren die Sammel- und Kaufkommandos, reichlich mit Steuermillionen ausgestattet, in den Auktionshäusern und bei privaten Sammlern schneller und ergiebiger fündig geworden, als man geglaubt hatte.

Passend zum Weihnachtsfest 1994 präsentierte man eine erste »Bilder und Zeugnisse der deutschen Geschichte«¹⁰⁾ genannte Schau – 2.000 Objekte auf 2.500 Quadratmetern. Ein Vorgeschmack auf das, was am Ende der erbarmungslosen Raritätenjagd, bald nach der Jahrtausendwende, der Öffentlichkeit gezeigt werden sollte. Und die Objekte konnten sich sehen lassen. Bisweilen hatte der Zufall den Suchern und Sammlern geholfen. So die Entdeckung des Originals der Paulskirchenverfassung von 1849. Ein Spaziergänger hatte sie bei Kriegsende auf einem Rasen in Potsdam gefunden. So eines von nur noch zwei Exemplaren der in deutscher Sprache verfassten amerikanischen Unabhängigkeitserklärung von 1776. Aber nicht alles in diesem Kuriositätenkabinett war so spektakulär wie die Dampfmaschine in neugotischer Eisenkonstruktion, Sinnbild für die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen auf dem Weg in die Moderne. Oder das aus dem Jahr 1985 stammende Ölbild, das einen Löwen mit Honeckerkopf zeigt, angestarrt und geneckt von westdeutscher Politikerprominenz. Brandt, Genscher und Kohl stehen vor den Gitterstäben, während Strauß mit einem Stück rohen Fleisches in der Hand lockt – eine Anspielung auf den von ihm eingefädelten Milliardenkredit. Das Gros der Schaustücke des 20. Jahrhunderts bestand aus Bildern, Grafiken, Wahlplakaten, technischem Gerät, Uniformen und anderen Militaria.¹¹⁾

Mochte und konnte man dies alles noch dem Unterhaltungsanspruch der Schaubühne Museum zugute halten, leistete das Geschichtsmuseum als möglicher Lernort einen intellektuellen Offenbarungseid. Wie sonst soll man so tiefgründige Textaufklärung bewerten wie diese: »Die Gedanken Martin Luthers haben Deutschland verwandelt und die Welt bewegt«; »Napoleon siegte, zerstörte und veränderte in ganz Europa«; »Als die Waffen schwiegen, trafen sich die Staatsmänner der Sieger in der französischen Hauptstadt, um den zweiten Pariser Frieden auszuhandeln«, usw. usw. Studierende der ersten Semester schreiben bisweilen auch solche Leersätze – und blamieren sich damit.

Als provokativ konzeptionslos musste man allerdings die Darstellung der NS-Zeit bewerten. Sie bestand im Wesentlichen aus einer kompletten Kollektion von 50 verschiedenen NS-Uniformen, die ein nordeutscher Militaria-Sammler dem DHM verkauft hatte. Der Holocaust? Ein Teilaspekt des Zweiten Weltkriegs – mit abstoßenden und anrührenden Fotografien, eine Geislerschießung in Pancevo, um Essen bettelnde Kinder im Warschauer Ghetto, ein Brillenberg, Lagerbilder des in Auschwitz ermordeten jüdischen Malers Felix Nussbaum. Gängiges, Andeutungen, Versprechen. Umso neugieriger durfte man sein, wie die Zeit des Nationalsozialismus in der neuen Dauerausstellung dargestellt werden würde. Das Ergebnis ist, um das Urteil vorwegzunehmen, blamabel und enttäuschend.

¹⁰⁾ Vgl. Christoph Stözl (Hg.): Bilder und Zeugnisse der deutschen Geschichte. Aus den Sammlungen des Deutschen Historischen Museums, Berlin 1995

¹¹⁾ Vgl. dazu Rüdiger Schaper: Der Zufall regiert. In: SZ, 17. 12. 1994; Benedikt Erenz: Antiquitätenhaus Stözl. In: Die Zeit, 23. 12. 1994; Restlos abgeräumt. In: Der Spiegel, 12. 12. 1994

V.

Gewiss, die Bedeutung, welche die NS-Zeit für die Überlebenden und Nachgeborenen bis heute hat, widerspiegelt sich in der relativ größten Zahl von Ausstellungs-Quadratmetern und Schaustücken. Aber die räumliche und gegenständlich-dekorative Bedeutungszuweisung ist sich selbst genug, bleibt ohne Deutungsversuch. Darf, ja muss man aber von einem wissenschaftlich anspruchsvollen, aus öffentlichen Mitteln finanzierten Geschichtshaus nicht mehr erwarten? Ist der unzureichende Transfer zwischen Forschung und Öffentlichkeit nicht immer wieder und zu Recht beklagt worden? Übrigens schon 1979, als die Nation durch den US-Fernsehfilm »Holocaust« schockiert, und dann Mitte der 90er Jahre, als sie durch die Goldhagen-Debatte und den Streit um die Wehrmachtsausstellung mobilisiert wurde. Sind Historische Museen zusammen mit den Dokumentationen der so genannten authentischen und traumatischen Orte nicht der Raum öffentlicher Vermittlung und Popularisierung von Forschungsergebnissen für das allgemeine Publikum? Und ist es museumsdidaktisch wirklich ausgeschlossen oder nur sehr aufwendig, Fragen zu entwickeln, Erklärungsansätze für eine kritische Geschichtsdeutung und -aneignung fruchtbar zu machen, diachrone Schneisen zu schlagen durch das Dickicht der Geschichte, Perspektiven zu öffnen und gedankliche Verbindungen herzustellen? Sollte dies gerade bei der Geschichte des Nationalsozialismus unmöglich sein, bei der man in besonderem Maße darauf angewiesen ist? Schließlich geht es um das für unser historisches Bewusstsein wohl wichtigste Großereignis, das über die zweite Geschichte des Nationalsozialismus bis in die Gegenwart unserer Tage reicht, also dorthin, wo man doch so gern die Museumsbesucher »abholt«, zumal die jungen.

Immerhin hat das Haus links und rechts des breiten Hauptweges, der die politischen Großereignisse verbindet, so genannte Vertiefungsräume eingerichtet. Hätten Sie nicht genutzt werden können, zumindest um die zeitlich und sachlich begrenzten Zusammenhänge, begrifflich-theoretisch fundiert, verständlich zu machen? Beispielsweise den Aufstieg der NSDAP als soziale Protestbewegung gegen Versailles und Weimar und die Machtübertragung auf sie und Hitler durch Bürgertum und Aristokratie – mit Hilfe der Bonapartismus-theorie. Die Erklärung der konfliktreichen Ungleichzeitigkeit von Industrialisierung und Demokratisierung in Deutschland und das daraus ableitbare antimodern-moderne Doppelgesicht des Dritten Reiches – mit Hilfe des modernisierungstheoretischen Ansatzes. Das Problem der herausragenden, aber doch nicht einfach zu bewertenden Rolle Hitlers in einer Gegenüberstellung von aktorsorientierter, psychohistorisch-biographischer Interpretation und struktur-funktionaler Analyse, die, an die grundlegenden frühen Werke von Ernst Frankel und Franz Neumann anknüpfend, das polykratische Chaos des Führerstaates in den Mittelpunkt gerückt hat. Und wäre es nicht der Mühe wert gewesen – und intellektuell gewiss reizvoll, auch einmal übergreifende Interpretationen zu nutzen? Die Analysen gesellschaftlicher Dialektik Zygmunt Baumans¹²⁾ beispielsweise, der die Moderne als das uneinlösbare Versprechen versteht, die Ambivalenz und Kontingenz der Welt zu überwinden, und den Nationalsozialismus als den verhängnisvollsten Aufstand gegen diese Moderne, mit dem nach Auschwitz führenden mörderischen Finale, alles Ambivalente zu vernichten. Oder den Versuch Giorgio Agambens, nicht den Staat, sondern das Lager als »das biopolitische Paradigma des Abendlandes«¹³⁾ zu deuten.

¹²⁾ Zygmunt Bauman: *Moderne und Ambivalenz. Das Ende der Eindeutigkeit*, Hamburg 1992; ders.: *Dialektik der Ordnung*, Hamburg

¹³⁾ Giorgio Agamben: »Homo sacer«. *Die souveräne Macht und das nackte Leben*, Frankfurt am Main 2002; ders.: *Was von Auschwitz bleibt. Das Archiv und der Zeuge*, Frankfurt am Main 2003

Die Museums- und Ausstellungsmacher werden einwenden, Schritte in diese Richtung seien mit einem solchen Medium nicht zu realisieren und dem Publikum, das schließlich informiert und unterhalten werden wolle, auch nicht zuzumuten. Sie mögen auch darauf verweisen, dass die Objekte und Kurztexte für sich stehen müssen und dem kundigen wie unkundigen Besucher gleichermaßen den jeweils aufgesuchten Zeitabschnitt und thematischen Gegenstand verständlich machen sollen und können. Aber auch und gerade unter Verweis auf eine elementare Museumspropädeutik überzeugt die dekorative NS-Dokumentation nicht. Sie weist gravierende Verkürzungen und unverständliche Lücken auf. Dem Verständnis der politischen Ereignisgeschichte des Nationalsozialismus dienen sie nicht. Zudem verhindern sie dessen historisierende Einordnung. Der Nationalsozialismus ist viel stärker mit der Weimarer Republik und der Bundesrepublik (sowie der DDR und Österreich) verknüpft, als es die Öffentlichkeit im Allgemeinen wahrhaben möchte und die Schauobjekte und Lesetafeln wahrnehmbar machen.

VI.

Bis heute ist strittig, wie weit man den Radius der unmittelbaren Vorgeschichte von 1933 abstecken soll. Ganz unstrittig aber ist, dass der Übergang von Ebert auf Hindenburg nach dem frühen Tod des ersten, sozialdemokratischen Reichspräsidenten dazugehört. Das vorentscheidende so genannte Schicksalsjahr der Republik, 1925 also, wird mit gerade einem kargen Satz bedacht, der nichts, aber auch gar nichts ahnen lässt von der hochdramatischen machtpolitischen Konfrontation zwischen schwarz-weiß-rot(!) »Reichsblock« und schwarz-rot-goldenem »Volksblock«. Im ersten Wahlgang erhielt dessen Kandidat, der preußische SPD-Ministerpräsident Otto Braun, 8 Mio. Stimmen, der Kandidat der rechten Parteien (DVP, DNVP), der Duisburger Oberbürgermeister Dr. Karl Jarres, 11 Millionen. Für die absolute Mehrheit wären 19 bis 20 Millionen Stimmen erforderlich gewesen. Ein zweiter Wahlgang musste entscheiden. Dafür schickte der Volksblock den Zentrums-Politiker Wilhelm Marx ins Rennen, der Reichsblock den kaiserlichen Generalfeldmarschall und »Tannenberg-Sieger« Paul von Hindenburg. Dieser erhielt 14,6 Millionen Stimmen, während Marx auf 13,7 Mio. kam. Hindenburg wäre zu verhindern gewesen (und Hitler womöglich auch), hätten die bayerischen Katholiken (BVP) nicht dem altpreußischen Konservativen und Protestanten, sondern dem rheinischen Katholiken ihre Stimme gegeben.

Mitten in der Stabilisierungsphase zeigte sich, wie schwach, wie gefährdet die Republik strukturell im Kampf gegen ihre Gegner war. Ein Erbe des Kaiserreichs. Denn zur Spaltung des politischen Katholizismus kam ja, spätestens seit 1914/18, die der Arbeiterbewegung hinzu (Thälmann, der Kandidat der Kommunisten, erhielt immerhin fast 2 Mio. Stimmen), von der auf den preußischen Verfassungskonflikt der 1860er Jahre zurückweisenden Spaltung des politischen Liberalismus gar nicht zu reden. Aber das DHM nutzt nicht einmal diese Möglichkeit. Die dreifache Spaltung der politischen Lager in Deutschland erklärt viel. Sie hätte dem Museumsbesucher ermöglicht, den Aufstieg der Hitler-Bewegung aus einer zugespitzten Problemorientierung zu verstehen, also ohne abstrakte Theorie – und nicht nur erschrocken zu konstatieren, einer Naturkatastrophe vergleichbar.

Irritierend bis irreführend sind auch zahlreiche deskriptive Verkürzungen und Halbwahrheiten. Wiederum eine Folge fehlender Problemorientierung. Die nationalsozialistische »Volksgemeinschaft« zielte primär nicht gegen Liberalismus und Individualismus; sie war vor allem das propagandistische Gegenmodell zur verhassten und wegen der latenten Bür-

gerkriegssituation auch gefürchteten Weimarer Klassengesellschaft (7.3.2) Die beliebteste und größte NS-Organisation »Kraft durch Freude«, deren Bedeutung kaum zu überschätzen ist, findet erstaunlicherweise keine eigene textliche Würdigung. Den Italienern abgeguckt (»Dopolavoro«), hat sie der Diktatur nicht wenig genützt, zumal bei der Kontrolle und Integration der zerschlagenen Arbeiterbewegung, und zugleich den kommerziellen Massentourismus der Nachkriegszeit vorbereitet.

Dass Goebbels die Massen »unablässig mobilisierte« (7.3), hätte nicht mal er selbst behauptet. Professionalität und Virtuosität seines Umgangs mit den modernen Massenmedien, z. B. in der Konstruktion und Verbreitung des Führer-Mythos, kamen gerade darin zum Ausdruck, dass er das Instrumentarium variabel und differenziert einsetzte, der direkten ideologischen Indoktrination skeptisch gegenüberstand und sich zumal in Rundfunk und Film durchgängig für politikferne Themen und Unterhaltungsprogramme einsetzte. Auch eine »völlige Kontrolle über alle Medien und das kulturelle Leben« hat er weder »in kurzer Zeit« noch überhaupt gewonnen. Immer hatte er es mit Rivalen und anderen Ehrgeizlingen der Partei zu tun – und natürlich mit seinem vorgesetzten »Halbgott« Hitler. Legendär sind die kulturpolitischen Dauerkonflikte mit Robert Ley und Alfred Rosenberg.

Bei der Einrichtung der Abteilung NS-Architektur und Siedlungsbau (7.3.8) hat man – offenbar beeindruckt von dem ansehnlichen Speer-Modell der »Halle des Volkes« – übersehen, dass die Wirklichkeit des Dritten Reiches auch hier weder eindeutig noch widerspruchsfrei ist. Wer die zahlreichen und verdienstvollen Ausstellungen und Bücher so bekannter deutscher Architekturhistoriker wie Werner Durth, Gerhard Fehl, Tilman Harlander, Winfried Nerdinger, Wolfgang Schäche u. a. gesehen hat, weiß, dass es nicht nur den neoklassizistischen Monumentalbau und den so genannten Heimatschutzstil gab, sondern in den Verkehrs- und Industriebauten vielfältige Adaptionen der Bauhaus-Moderne, während deren Ideologie und manche ihrer Vertreter vertrieben wurden. Der weiß auch, dass die großstadtfeindliche Ideologie des frühen Nationalsozialismus der Planung und dem Bau von modernen Industriestädten (das heutige Wolfsburg und Salzgitter etwa) unter dem Zwang der Verhältnisse (Kriegsvorbereitung und Krieg) natürlich nicht im Wege gestanden hat. Und der weiß schließlich, dass das idyllische Einfamilienhaus mit Nutzgarten zur Selbstversorgung der historischen Wirklichkeit nur bedingt entspricht. Man kann und sollte wissen, dass und warum im »Dritten Reich« auch der moderne Massenwohnungsbau entstanden ist, theoretisch, planerisch, praktisch – unter Rückgriff auf die Bauhaus-Architekten! Ohne dieses Faktum wäre der Nachkriegsaufbau zerstörter deutscher Städte so kaum möglich gewesen. Erstaunlich, dass man von diesen elementaren Einsichten und Ansichten in der Dauerausstellung nichts findet.

Man mag einwenden, Kultur und Gesellschaft seien schließlich nicht die Hauptthemen des Nationalsozialismus. Unbefriedigend ist aber auch, was die Ausstellung zu dem Kernthema Terror, Rassenpolitik und Antisemitismus zu sagen hat. Sie deutet zwar an, was »Rassenhygiene«, »Euthanasie«, »Reichskristallnacht« etc. waren (7.5). Aber sie macht, mangels Fragestellung und Problemorientierung, nicht den Versuch zu erklären, dass es sich dabei um zwei aus dem 19. Jahrhundert stammende soziale Vorurteile bzw. Konzepte bevölkerungspolitischer »Verbesserung« handelt, die der Nationalsozialismus miteinander verknüpft hat, um ein Großverbrechen zu organisieren und zu legitimieren. Im Antisemitismus, hervorgegangen aus dem christlichen Antijudaismus, einem kulturellen Vorurteil also, wurde die traditionelle Judenfeindschaft sozialdarwinistisch umgedeutet, naturwissenschaftlich objektiviert und politisch radikalisiert. Der völkische Nationalismus um 1900 schrieb ihn sich auf seine Fahnen, vor allem in den multiethnischen Staaten des habsburgischen Österreichs und

Preußen-Deutschlands. Den Juden als »zersetzender« Rasse, also extrem negativ und gesellschaftlich gefährlich bewertet, half keine Taufe, keine noch so große Assimilationsanstrengung. Sie waren biologisch-genetisch nicht »verbesserungsfähig«, saßen also seit dem 19. Jahrhundert in einer »Assimilationsfalle« (Z. Bauman). Aus ihr gab es letztlich kein Entkommen. Zumal, unabhängig von antisemitischen Motiven, zur gleichen Zeit rassenhygienische Visionen Furore machten. Sie wurden im Anschluss an die Schriften von Francis Galton und Charles Darwin weithin und lebhaft auch in den Parteien diskutiert. Bereits 1920 sorgte eine kleine Schrift für Aufsehen, die den programmatischen Titel trug »Die Freigabe der Vernichtung lebensunwerten Lebens«. Verfasser waren der angesehene Leipziger Strafrechtler Karl Binding und der Freiburger Psychiater Karl Hoche. Keine antisemitischen Hass- und Hetzparolen leiteten sie, sondern sachlich-nüchterne wirtschaftliche Überlegungen. Heute würde man von einem Beitrag zur gesundheitspolitischen Kostendämpfung sprechen. Das sollte in dieser Ausstellung nicht vermittelbar sein?

Unzureichend bis unverständlich verkürzt ist leider auch die zweite Geschichte des Nationalsozialismus. Die Tafel zu den Nürnberger Prozessen mag noch nicht einmal die Anklagepunkte nennen, geschweige denn dezent darauf hinweisen, dass die »nuremberg principles« ein Meilenstein auf dem langen Weg zum Internationalen Strafgerichtshof im heutigen Den Haag gewesen sind. Die innenpolitisch hoch umstrittenen Anfänge der Entschädigungspolitik und die Vereinbarungen mit Israel und der jüdischen Diaspora, ein achtbares Ergebnis früher westdeutscher Vergangenheitspolitik, kommen nicht vor. Es sei denn, man wollte dies aus dem schönfärberisch ungenauen Satz herauslesen: »Adenauer bemühte sich um die Aussöhnung mit den Juden.« Es waren zunächst vor allem die Sozialdemokraten. Der Ulmer Einsatzgruppen-Prozess von 1958 wird nicht erwähnt. Mit ihm, nicht mit dem Jerusalemer Eichmann-Prozess oder dem Frankfurter Auschwitz-Prozess, begann die deutsche »Vergangenheitsbewältigung«. Die Blutrichter-Kampagnen der DDR? Kein Wort. Die Verjährungsdebatten des Deutschen Bundestages? Fehlanzeige. Der Antisemitismus und die vielen politischen Skandale der Nachkriegszeit? War da was? Der Streit zwischen Erich Lüth und dem NS-Filmer Veit Harlan (»Jud Süß«), der immerhin zu einem für diese Republik grundlegenden Urteil des Bundesverfassungsgerichts führte? Das Auschwitz-Lügen-Gesetz? Die vielen antisemitischen Vorfälle, die bis in unsere Tage reichen, die Herren Hohmann und Möllemann – kein Thema? Muss das Museum sich denn damit überhaupt befassen? Es ist zu befürchten. Denn es geht ja nicht um lokale Bagatellen in einem Heimatmuseum. Es geht auch nicht um eine Antiquitätenmesse und Raritätenschau. Es geht um zentrale, konstitutive Fragen unseres Gemeinwesens in Vergangenheit und Gegenwart. Es geht um eine allgemeine öffentliche Aufgabe also.

VII.

Das DHM im Berliner Zeughaus gehört einer demokratischen Gesellschaft. Es ist ihr verpflichtet, auch finanziell, dient ihrer historischen Bildung, ihrer politischen Identitätsbildung, ihrem nationalen Gedächtnis. Der deutungslose Positivismus dieser opulenten Schau gilt als Fortschritt gegenüber ideologiepolitischer Indoktrination und geschichtspolitisch-einseitiger Instrumentalisierung vergangener Tage. Die Bundeskanzlerin sprach sogleich von einem »offenen, vielschichtigen und umfassenden Geschichtsbild«¹⁴⁾. Sie meinte wohl

¹⁴⁾ Zit. nach: FAZ, 3. 6. 2006

eine umfassende Bebilderung der Geschichte. Mit viel Kunst und Krempel. Nicht umsonst ist der amtierende Generaldirektor Ottomeyer, wie es heißt, Experte für Möbel und Gemälde, nebenberuflich als Sachverständiger bei der gleichnamigen Sendereihe des Bayerischen Fernsehens tätig.¹⁵⁾

Nicht grundlos führt der Weg in dieser anfangs kolossal-bunten und vielfältigen Raumbildung kulturpessimistisch in einer großen Kreisbewegung abwärts, gewissermaßen aus den Höhen himmlisch legitimierter Herrscher des Heiligen Römischen Reichs deutscher Nation in den grauen Abgrund der Schrecken und Verbrechen nationalsozialistischer Herrschaft, vorbei an Vitrinen, Texttafeln und Monitoren, an Bildern und Modellen, Möbeln und Kleidern, Spielzeug und Waffen, Kunst, Kitsch und Gebrauchsgegenständen des täglichen Lebens, an gruseligen Gegenständen wie der mittelalterlichen Pestmaske, an anrührenden Gegenständen wie dem Gipsmodell des Gaskammertodes und Hunderten kleiner Figuren mit individuellen Gesichtern. Am Ende mag es manchem Besucher ähnlich gehen wie dem Verfasser dieser Zeilen, der an Rilkes Panther dachte, als er das Zeughaus verließ: »Mein Blick ist vom Vorübergehen der Bilder so müd' geworden, dass er nichts mehr hält. Mir ist, als ob es tausend Bilder gäbe und hinter tausend Bildern keine Welt.«

Ob ermüdend, unterhaltsam oder beides zugleich: Nicht jedem wird es so gehen. Zumal wir in einer Bilderwelt leben und Ausstellungen aller Art inzwischen Publikumsmagneten geworden sind. Aber Bebilderung ist etwas ganz anderes als der politische Wille und die geistige Anstrengung zur Anschauung, die zu einem Bild von etwas führt. Und bloße Illustration ist gewiss nicht dazu geeignet, wie Angela Merkel meinte, die eigene Vergangenheit zu verstehen. Wem alle Bilder gleich wichtig sind, dem sind sie auch gleich-gültig, der findet kein Bild, der sucht keine Deutung des Gezeigten und Geschauten, kein zusammenhängendes Ganzes, »keine Welt«. So präsentiert sich die Berliner Deutschlandschau als ein Fortschritt, der an die Geschichte keine Fragen mehr stellt und sich durch sie auch nicht mehr beunruhigen lässt. Aber das ist zu wenig für ein üppig gefülltes Haus, dessen Objekt-fetischismus derzeit mehr an ein Auktionshaus denken lässt, aber noch nicht an das museale Aufklärungs-, Vermittlungs- und Ausstellungsmedium der Nation.

¹⁵⁾ Vgl. Michael Jeismann: Die Weisheit des Fernando. Was findet eine gemischte Reisegruppe im Deutschen Historischen Museum? Geschichte ohne Geistesgegenwart. In: FAZ, 14. 7. 2006